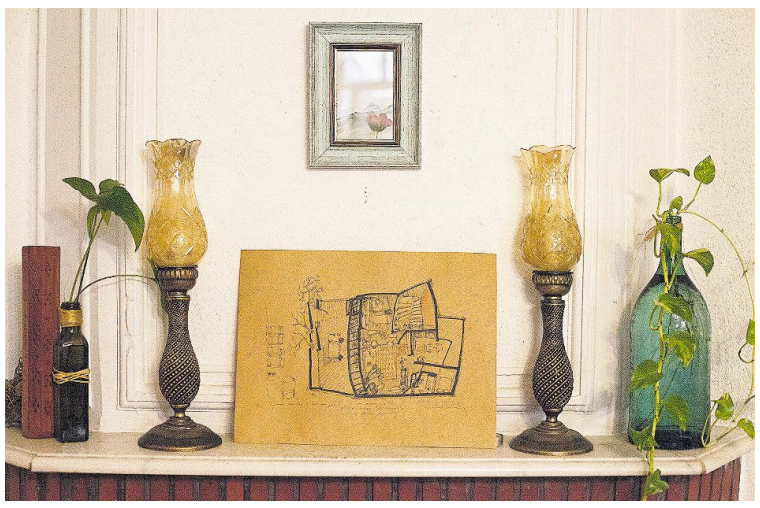

Iran von einer anderen Seite: Couchsurfern tut sich eine Welt auf jenseits der westlichen Tausendundeine-Nacht-Romantik.

Auf dem westöstlichen Diwan

Die Trümmer von Persepolis, die Moscheen von Isfahan – es sind nicht zwingend die touristischen Highlights, welche den Reiz einer Iran-Reise ausmachen. Mindestens so interessant ist es, hinter die Schleier zu blicken und die Menschen in ihren Wohnzimmern zu erleben. Die Couchsurf-App macht's möglich.

VON AGNES FAZEKAS (TEXT) UND SAMANEH KHOSRAVI (BILDER)

Der Taxifahrer prescht durch die dämmerblaue Vorstadt von Shiraz, und ich klammere mich an einem Döschen Lindt-Pralinen fest. Nicht nur der Fahrstil macht mich nervös. Ich frage mich, wer sich hinter dem Profilfoto mit dem kirschroten Lippenstift verbirgt, das ich vor ein paar Tagen auf www.couchsurfing.com angeklickt habe.

Bisher bin ich mit einer Freundin durch einfache Hotels getingelt und wurde von deutschen Rentnern in Persepolis für mutig befunden, weil wir «allein» unterwegs waren. Wir lachten darüber. Dank Smartphone-Apps, aber vor allem dank den Wildfremden, die uns nachts von der Strasse sammelten, wenn kein Taxi kam. Oder einen Freund anriefen, der Englisch spricht, um den Weg zu erklären. Oder mit ihrer Kreditkarte mein Telefonguthaben aufluden. Dank dieser Herzlichkeit, die mir manchmal wie eine freiwillige, nationale PR-Kampagne vorkam. Slogan: «Wir sind gar nicht so, wie ihr es im Westen in der Zeitung lest!»

Ich staunte über Moscheen, die wie Konditoren-Meisterstücke dekoriert sind; bewunderte Paläste, mit so viel Glitzer ausgekleidet, dass der bescheidenste Schah in Grössenwahn verfiele; verlor mich in den duftenden Gärten von Shiraz; ja sogar einen Schönheitssalon habe ich besucht, um ein Mal so ausdrucksstark die Augenbrauen lüpfen zu können wie eine Iranerin.

Jetzt aber bin ich wirklich allein unterwegs. Ich will das Land jenseits unserer Tausendundeine-Nacht-Romantik kennenlernen. Aber auch jenseits der Sphäre, in der die Mullahs bestimmen, was sich schickt und was nicht. Ich will die Menschen in ihren Wohnzimmern erleben – mich auf Augenhöhe austauschen.

Das allerdings führte mich schon vor meiner Reise zu einem moralischen Problem. Was kann ich geben? Ausser deutscher Schokolade natürlich oder Hologramm-Postkarten von Schloss Neuschwanstein. Die Iraner im Gegenzug auf meine Couch einladen? Schwierig.

NZZ-Infografik/cke.

Ich lebe nicht mehr, wie auf meinem Profil angegeben, in München. Sondern in Israel, im Feindesland.

In die Rubrik «Was kann ich mit meinen Gastgebern teilen», tippte ich also: «Geschichten, die ich als Journalistin erlebt habe. Gute Laune.» Zum Beweis lud ich ein Foto hoch, auf dem ich so breit grinse, wie es mein Gesicht hergibt. Zehn Anfragen hat man frei pro Woche. Die sind schnell verbraucht bei gut 200 000 möglichen Gastgebern im Land. Dabei bin ich anspruchsvoll: Weiblich sollen sie sein. Halbwegs zentral sollen sie wohnen. Und Englisch müssen sie sprechen.

R., Shiraz

Mit der Lady mit den kirschroten Lippen war ich eigentlich erst in zwei Nächten verabredet. Aber sie hat mich überraschend gebeten, heute schon zu kommen, wenigstens zum Abendessen! In meiner Vorstellung tischt sie mir ein kräutersattes Ghormeh Sabzi auf den Teppich – ich sehne mich nach Hausmannskost. Seit zehn Tagen ernähre ich mich von Kebabspiessen in traditionellen Imbissstuben oder Caesar-Salads in modernen Cafés.

Als sich die Tür öffnet, dämmert mir der Grund für die spontane Terminänderung. R. ist gut zehn Jahre jünger als erwartet. Die Neunzehnjährige, die mich in bauchfreiem Top empfängt, hat sturmfrei. Und sie packt ihr Seelenleben so schnell auf den schicken Glastisch wie das Essen aus den Styropor-Behältern. «Ich hoffe, du magst Caesar-Salad?»

Ob es der Schein der pinkfarbenen LED ist, der die weisslackierte Küche in einen Bar-Tresen verwandelt? Die Pepsi aus der Dose? Unser Gespräch flickert fröhlich dahin wie eine Diskokugel. Schwingt mühelos von unseren Leibspeisen zu ihrer grossen Liebe: einem jungen polnischen Couchsurfer.

Vor sechs Monaten hat sie Marcin heimlich zum ersten Date getroffen, in Shiraz' beliebtester Instagram-Kulisse,

In den eigenen vier Wänden ist Platz für Sehnsüchte und Träume. Es ist, als ob der Sofaplüsch alles Ungemach dieser Welt schluckte.

der rosa Moschee. Ich sehe es gleich vor mir. Erst am Vortag habe ich selbst im Lichtspiel der bunten Glasfenster posiert, während ein wuselnder Haufen aus achtjährigen Mädchen sich mit Blumenkränzen für die muslimische Version der Erstkommunion schmücken liess.

Als ich erzähle, dass ich ebenfalls einmal einen Freund hatte, der Pole ist und Marcin heisst, gerät R. völlig aus dem Häuschen. Als ob wir eben unsere geritzten Unterarme gekreuzt hätten: Blutsschwestern! Zur zweiten Pepsi wettert sie bereits über den Zwang, auf der Strasse einen Hijab zu tragen. Über die Zensur im Internet. Sagt, dass sie nur noch wegwolle.

Wieder fühle ich mich in der Bringschuld: «Ich lebe in Tel Aviv.» Kaum habe ich das ausgesprochen, bin ich mir sicher, dass sie eine Art Lock-Agentin der Regierung sein muss. Sie schaut streng: «Erzähl das lieber nicht herum.» Dann verpasst sie mir mit Snapchat ein Mäuschen-Gesicht. Für drei Stunden bin ich ihre beste Freundin, die Art von Freundin, der man wirklich alles erzählen kann.

N., Shiraz

Ohne Argwohn öffnet auch N. die Tür zur ihrer Wohnung in einer grauen Mietskaserne. Sie sagt: «Vor Ausländern habe ich keine Angst.» Von Iranern nähme sie sowieso keine Anfragen an, das könnten ja nur seltsame Typen sein. N. ist die Jüngste von neun Geschwistern, arbeitet derzeit bei ihrem Bruder in dessen Physiotherapie-Praxis, will aber nach Bochum zum Sportstudium. Ich freue

R. packt ihr Seelenleben so schnell auf den schicken Glastisch wie das Essen aus den Styropor-Behältern.

mich: eine Übernachtung gegen Deutschüben, ein fairer Tausch.

Es ist ungewöhnlich, dass die Dreissigjährige alleine wohnt. In der Wohnküche hängt ein Spruch in persischer Kalligrafie: «Selbst ist die Frau.» Als ich unter der Dusche stehe, klingelt es. Sie hat sich doch noch Verstärkung geholt. Ihre Freundin huscht sofort in die Küche. Heute gibt es Hühnchen-Burger, dazu grüne Minipflaumen, die wir mit Salz bestreuen. Und eine grosse Flasche alkoholfreies Bier.

Dann heisst es arbeiten. Sie zeigt mir ein Video von dem Deutschtest, den sie bestehen muss, wenn sie es schafft, die 8700 Euro zusammenzusparen, die sie als Sicherheit für ein Studentenvisum braucht. Ich übernehme die Rolle der Lehrerin und frage, was sie davon halte, dass man in meiner bayrischen Heimat schon mit 16 Jahren Alkohol trinken dürfe. Sie antwortet in flüssigen Sätzen: Dass sie nicht nur Nachteile sehe. In Iran, wo Alkohol streng verboten ist und der Dealer doch nie weit, arteten Partys immer gleich aus.

Für die Nacht überlässt sie mir ihr durchgelegenes Kinderbett, eine Funken schlagende Decke und ein Smiley-Kissen. Mit schlechtem Gewissen lasse ich die beiden auf dem Teppich im kargen Wohnzimmer zurück. Hätte ich ablehnen sollen – bin ich der Kunst des «Taarof» auf den Leim gegangen?

Taarof bezeichnet die iranische Höflichkeitszeremonie, eine ziemlich vertrackte Angelegenheit. Wie bei einem höfischen Tanz geht es immerzu einen Schritt vor und zurück. Das kann bedeuten, dass sich ein Taxifahrer wiederholt weigert, Geld anzunehmen, was man als Gast wiederholt ablehnen sollte, um guten Endes ganz normal zu zahlen.

Ich höre die beiden noch lange flüstern und kichern.

Am Morgen zeigt sich, wieso. Während die Freundin Einwegfolie auf den Boden breitet, Walnusskäse, Rührei, das typische Fladenbrot und Milch mit Traubensaft serviert – «wegen des Eisengehalts, wichtig für uns Frauen» –, streift mir N. ein Armband aus Rosenquarz-Perlen um. Die beiden haben es in der Nacht gebastelt.

Ich bin gerührt. Und peinlich berührt. Aus Höflichkeit, aber auch aus Angst, mich festzulegen, hatte ich nur wegen einer Nacht angefragt. Ich werde sie nun stehenlassen wie nach einem One-Night-Stand, mein Bus ist schon gebucht: In Isfahan wartet die nächste Couch. N. lächelt traurig. Dann sagt sie, nicht ohne Vorwurf, dass Thomas, der Polizist, auch nur zwei Tage habe bleiben wollen, am Ende seien es zwei Wochen gewesen.

In der Wohnküche hängt ein Spruch in persischer Kalligrafie: «Selbst ist die Frau.»

Als N. mich zum Bahnhof begleitet, wirft sie über Leggings und Tanktop nur einen leichten Cardigan. «Vorsicht, Polizei!», sagt sie auf Deutsch und zieht eine Grimasse.

Ich lasse das entspannte Shiraz hinter mir. Die Stadt der Rosen, der Liebe und der Nachtigallen. Im Liegesessel meines VIP-Busses rolle ich für den Preis von zwei Kebabspiessen über 400 Kilometer nach Isfahan. Sogar freies WLAN gibt es und viel Zeit, um meine Dates zu arrangieren. Der Lehrerin in einem Vorort sage ich ab, mit ihren 50 Jahren ist sie eine spannende Ausnahme, aber der Weg erscheint mir zu umständlich. Eines habe ich gelernt: Die Währung auf Couchsurfing heisst Zeit. Noch Tage später wird sie mir Rosen-Emojis whatsappen und fragen, ob es mir gutgehe.

Auch meine nächste Gastgeberin lernt Deutsch und will wissen, ob ich Pläne für den Abend hätte. Sie biete eine tolle Dachterrasse und einen Freund, der Trompete spiele. Dazu schickt sie drei Tänzerinnen-Emojis. Diesmal gucke ich mir das Profil genauer an. 25 Jahre alt, Architektin. Sie schlafe niemals, steht da. Auf dem Foto hat sie lila Haare.

A., Isfahan

A. holt mich vom Bus ab. Unter ihrem türkisfarbenen Schal baumeln blondgefärbte Rastazöpfchen. Und aus jeder ihrer Bewegungen, selbst dem beherzten Tritt aufs Gas, spricht Urvertrauen. Als wir das Haus in der Innenstadt erreichen,

Ein buntes Stück Freiheit auf der Dachterrasse: Hier bestimmen keine Mullahs, was sich schickt und was nicht.

verstehe ich, wieso. Es ist, als ob der beerenfarbene Sofaplüsch alles Ungemach dieser Welt schluckte. Ihre Eltern werkeln gutgelaunt auf der Dachterrasse zwischen exotischen Gewächsen, mit Blick auf Isfahans Hausberg. Nur Perserkater Helmut, der tatsächlich nach dem Ex-Kanzler getauft wurde, hockt mit miesepetrigem Gesichtsausdruck auf dem königsblauen Perserteppich.

Bald trudeln ein paar Freunde ein, und zusammen mit den Eltern sitzen wir im Mondschein, unterhalten uns in einem Mix aus Farsi, Deutsch und Englisch. «Taarof!», murmelt der Vater, und A. holt Messer und Teller aus der Küche für die Schale mit Gurken, Orangen und weissem Nougat. Schliesslich packt besagter Kumpel die Trompete aus, und sie begleitet seine Improvisation auf der Geige.

Als die Eltern zu Bett gehen, werden A. und ihre beste Freundin nervös: «Lass uns ausgehen!» Einen Wimpernschlag lang rauschen mir Bilder von Miniröcken und Wodkaflaschen durch den Kopf. Aber Isfahan ist nicht Teheran. Stattdessen spazieren wir auf den stummen Wegen des Naqsh-e-Jahan-Platzes, über welchen tagsüber Pferdekutschen mit Touristen klappern und Scheichs mit Selfie-Sticks wandeln. Um uns herum stemmen sich die beleuchteten Silhouetten der Königsmoschee und des Basars gegen das Schwarz des Himmels.

Schliesslich lümmeln wir im Eingangsportal der Scheich-Lotfollah-Moschee unter mit Blumenranken bemalten Kacheln und lachen über eine Clique trunkener Kerle. Es ist schon früher Morgen, als die Polizei auftaucht. Ich beginne einen Unsinns-Monolog auf Deutsch. Die Beamten ziehen weiter. «Gut gemacht!», sagt A., als sie wieder wagt zu atmen.

> Ich muss an Goethes «Westöstlichen Diwan» denken. Er wäre sicher ein begeisterter Couchsurfer gewesen.

Auch dieses Mal muss ich nicht auf der Couch schlafen. Im alten Kinderzimmer ihres Bruders stehen zwei Betten. Eins für mich, im anderen kuscheln die Freundinnen. Nach dem Frühstück übt A. an einem Tschaikowsky-Stück, und ich fläze mich mit Kater Helmut auf dem blauen Perser und lasse mir von ihrer Mutter den «Netzwerker»-Schrank zeigen, wo sie Kosmetik für Verkaufspartys aufbewahrt.

Zum Abschied kocht sie zimtigen Khoresh-Eintopf, und ich schenke A. meine Sonnenbrille, die ihr so gut gefällt. «Taarof», sage ich witzelnd. Dann sehe ich die Enttäuschung auf ihrem Gesicht und füge hinzu: «Von Herzen!» Und als ob sie das nicht so stehenlassen könne, flicht sie mir noch schnell einen Gretelzopf, bevor sie mich in den Bus nach Teheran setzt.

Ich muss an Goethes Verse aus dem «Westöstlichen Diwan» denken. Er wäre sicher ein begeisterter Couchsurfer gewesen.

«Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.»

270 Kilometer später, auf der Höhe der strengen Klerikerstadt Ghom, habe ich eine Antwort darauf gefunden, was ich geben kann als Gast. Mich, in meiner entspanntesten Version. Und da ich für diesen Zustand ab und an meine Ruhe brauche, buche ich für den Abend ein Hotel.

S., Teheran

Ein letztes Mal reiche ich einem Taxifahrer mein Smartphone mit einer Adresse in persischen Schnörkeln. In der Hand halte ich diesmal eine Sukkulente im türkisfarbenen Töpfchen vom Blumenhändler. Mir sind die Mitbringsel ausgegangen.

S. ist Fotografin und lebt mit Mann und dreijähriger Tochter am Fuss des Tochal, Teherans Ausflugsberg, in einer gemütlichen Wohnhöhle im Souterrain. Mit ihrem Pony und dem Hippie-Kleid könnte die Einunddreissigjährige ebenso gut eine Berliner Yoga-Lehrerin sein. Esstisch und Bänke sind selbstgezimmert, in Meerestönen lasiert, und – Volltreffer! – aus jeder Nische ranken Zimmerpflanzen.

Ich platze in die Geburtstagsfeier ihrer besten Freundin und werde so selbstverständlich integriert, dass ich gar nicht merke, wie ich vom Esstisch und von einer Diskussion über den Einfluss von sozialen Netzwerken auf dem Boden lande. Um dort für ihre Tochter einen Löwen zu malen, während diese aufmunternd «Yes. Yes. Yes» skandiert und ihr Vater über uns hinweg Fussball schaut.

Zum Frühstück ist der Tisch gedeckt wie für ein Food-Blog, im Tee schwimmen Blütenblätter, und S. erzählt von den rumänischen Höhenbergsteigern, fünf riesigen Kerlen, die irgendwie Platz fanden an diesem Tisch; von dem amerikanischen Bodybuilder, der nicht viel sprach, dafür umso mehr ass und sich gern oben ohne von ihr fotografieren liess; und von der Französin, die ihr Monate nach der Reise das selbstgemalte Aquarell schickte, das an der Wand hängt.

Dann bimmelt ihr Telefon. Der nächste Gast kündigt sich an. Was wird sie wohl von mir erzählen?

Namen und Bilder der iranischen Gastgeberinnen werden zu deren Schutz nicht publiziert.

Gut zu wissen

■ Couchsurfing ist zwar im Land der Sittengesetze nicht verboten, aber eigentlich müssen Iraner Gäste aus dem Ausland registrieren. Das tut allerdings kaum jemand, da das Prozedere kompliziert ist und man sich verdächtig macht. Couchsurfer sollten also darauf achten, ihre Gastgeber nicht durch allzu freimütiges Herumerzählen in Schwierigkeiten zu bringen.

■ Günstig und bequem fährt man mit den VIP-Bussen über Land. Einfach an den grossen Terminals nach Tickets fragen oder schon zu Hause buchen über www.sfiran.com.

■ Iraner kommunizieren via Telegram, Whatsapp und Instagram. Facebook ist offiziell zensiert und weniger im Gebrauch.

■ Das Visum für Iran bekommt man innerhalb von ein paar Wochen. Da eine «touristische Einladung» verlangt wird, am besten über ein Reisebüro beantragen. Informationen: iranische Botschaft, Bern; http://iranembassy.ch.